

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zürichs Theater hat Großes geleistet. Wir danken ihm. Möge es seinen Ruhm nicht durch gehässige Vergleiche und Angriffe mindern, sondern — stolz auf seine Tradition — in Bayreuth nicht Gegenjähliches sehen, vielmehr Streben nach Erfüllung gemeinamer Überlieferung und stets größerer Vollendung kulturell wichtiger Festspiele. Je trüber die Zeit, desto mehr brauchen wir Athen und Olympia. Einmal lösen sich Dissonanzen in Harmonie.

Karl Alfons Meyer.

Schmeling.

Mit Genugtuung haben wir gelesen, daß der deutsche Weltmeister im Bogen beim ersten Schlage seines Gegners, des Negers Louis, zu Boden gestreckt worden ist, denn es gereicht Deutschland nicht zum Ruhm, auf diesem Gebiet vor anderen emporzuragen. Wir können nämlich den Glauben nicht aufgeben, daß dem deutschen Volk von einer höheren Weltordnung andere Aufgaben zugewiesen sind, als Männer zu stellen, die es am besten verstehen, einem Mitmenschen mit der Faust ein Auge aus- und die Nase einzuschlagen oder einen Nierenriß beizubringen. Daß man sich in Amerika zu solchen bestialischen Schaustellungen am meisten zudrängt, spricht nicht für die Berufung dieses Landes, wegen Verletzung von Humanität oder Kultur höchste Töne der Entrüstung von sich zu geben.

Ed. Bn.

Bücher Rundschau

Heereskunde der Schweiz.

Oberstlt. Karl Brunner: Heereskunde der Schweiz. Schulthess & Co., Zürich 1938.

Wer sich mit Fragen unserer Heeresorganisation befaßt, oder gezwungen ist, Auskunft über unsere militärischen Einrichtungen zu geben, befand sich seit einer Reihe von Jahren in der peinlichen Lage, kein umfassendes Nachschlagewerk zur Hand zu haben, das ihm hätte als Ratgeber zur Seite stehen können. An tausend Orten war er gezwungen, das Gesuchte mühsam zusammenzutragen. Und so mag es manchem, trotz eifrigen Bemühens, nicht immer gelungen sein, im unübersichtlichen Didakt des Militär-amtsblattes und der eidg. Gesetzesammlung das Gewünschte zu finden. Der Erlaß einer neuen Truppenordnung und die schrittweise Anpassung unserer Wehreinrichtungen an die Erfordernisse einer neuen Zeit konnten diesen Übelstand nur vermehren. So wird ein jeder, der sich für unser Heer und seine Einrichtungen interessiert, die vorliegende „systematische Darstellung und Handbuch des Heeres der schweizerischen Eidgenossenschaft“ freudig begrüßen.

Der behandelte Stoff ist von nicht alltäglichem Ausmaß. Es bedurfte einer großen Liebe zur Sache und völliger Beherrschung der Materie, um den Inhalt einem weitem Leserkreise übersichtlich und leicht faßlich darzustellen. Denn Brunners Werk wendet sich nicht ausschließlich an den Offizier. Es wurde für jeden Schweizerbürger geschrieben. Wer im übrigen irgend eine Frage herausgreift, hat es, zu Folge der in den Anmerkungen zitierten gesetzlichen Bestimmungen, in der Hand, ihr noch eingehender nachzugehen, als selbst ein Handbuch es erlaubt. Wir zweifeln jedoch nicht, daß der Leser in den allermeisten Fällen im Text schon seinen Wissensdrang wird stillen können. Zum Beweis mag eine kurze Inhaltsübersicht folgen.

Das Werk beginnt mit der Behandlung des staatsrechtlichen Aufbaus des Heeres.

Das folgende Kapitel hat die Wehrpflicht zum Gegenstand. Der Paragraph über die Aushebung der Wehrpflichtigen wird vor allem auch den jungen Schweizerbürger interessieren. Der der Armee ferner Stehende wird aus ihm er-

sehen, daß die Zuteilung der Stellungspflichtigen zu den verschiedenen Waffen und Truppengattungen nicht so sehr dem Zufall überlassen wird, wie dies hin und wieder glaubhaft gemacht wird.

Das dritte Kapitel handelt von der Militärdienstpflicht. Die Besprechung des Umfangs der Militärdienstpflicht gibt dem Verfasser Anlaß, auch die außerdienstlichen Pflichten einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. In ihnen äußert sich ein Wesenszug unserer Heeresform.

Das nachfolgende Kapitel hat die Rechte des Wehrpflichtigen zum Gegenstand. Sie sind sehr zahlreich. Die Ausführungen des Verfassers über Bewaffnung, persönliche Ausrüstung und Korpsmaterial enthalten eine kurze Charakteristik der in unserm Heer verwendeten Waffen.

Das Kapitel über die Gliederung des Heeres umfaßt Paragraphen über die Elemente des Heeres, die Dienstzweige, denen Abschnitte über Fortwächter und freiwillige Grenzschutzkompagnien, Kriegshunde- und Briestaubendienst angegliedert sind.

Ein besonderes Kapitel handelt von den militärischen Graden und Beförderungsbedingungen und leitet von selbst über zum Kapitel die Ausbildung des Heeres betreffend. Jeder unvoreingenommene Leser wird zugeben, daß es nicht einfach ist, ein so weitschichtiges und dazu vielfach kompliziertes Kapitel so übersichtlich darzustellen, wie es im vorliegenden Werke gelungen ist.

Das achte Kapitel handelt von der Organisation der Kommandogewalt. Der Verfasser dürfte mit unserm Wunsche einig gehen, daß ihm eine Neuauflage in aller kürzester Zeit gestatten würde, dieses Kapitel einer grundlegenden Neubearbeitung zu unterziehen. Denn, was er den bestehenden Verhältnissen entsprechend auszuführen gezwungen war, kann den Anforderungen, die man an die Organisation der Kommandogewalt in einem neuzeitlichen Heer zu stellen berechtigt ist, nicht genügen. Gründlichste, kompromißfreie Reorganisationsarbeit ist hier zweifellos am Platz. Die beiden, in ihrer Sachlichkeit unangreifbaren Feststellungen: ... „Der Chef des G. M. D. verfügt für seine Geschäfte über seine Kanzlei und die ihm unterstellten, unter sich koordinierenden, 15 Abteilungen“ ... „Es gibt in Friedenszeiten daher keine für die Ausbildung, Ausrüstung, Organisation und damit die Kriegsbereitschaft der Armee im weitesten Sinne verantwortliche, mit Kommandogewalt ausgerüstete, staatsrechtlich als Soldat zu bezeichnende Einzelperson“ ... wirken wie Anklagen.

In den beiden folgenden Kapiteln kommen die Militärverwaltung und Dienstpferde, Fahrzeuge und Motorfahrzeuge zur Sprache.

Den Abschluß bildet ein Kapitel über die Organisation des Heeres (Truppenordnung 1936), dem in einem Anhang Bestandestabellen und Ordre de bataille folgen. Dieses letzte Kapitel enthält unter anderem Angaben über die Territorial-Infanterie und die Spezialtruppen des Landsturms, wie wir sie noch nirgends veröffentlicht fanden, sowie einen guten Überblick über die Trainordnung.

Der Leser, der das Buch zur Hand nimmt, wird feststellen, daß es im Rahmen der vorliegenden Besprechung nicht möglich war, der Fülle des Inhalts gerecht zu werden. Sie entspricht den Anforderungen, die man an ein Handbuch zu stellen berechtigt ist.

Wir glauben, daß Brunnens Heereskunde der Schweiz dazu berufen ist, manchem Bürger als treuer Ratgeber bei Seite zu stehen, und, hoffen wir, auch manchem unserer ausländischen Freunde Einblicke in die Sonderverhältnisse unserer Armee zu verschaffen.

G. Z ü b l i n.

Neue Schweizer Romane.

Rudolf Schneyer: „Im Schatten der Gefahr“. Reinhardt-Verlag, Basel 1938.

Rudolf Schneyer: „Der Weg der Sühne“. Reinhardt-Verlag, Basel 1938.

Mit Rudolf Schneyer tritt eine junge Kraft in das Schweizer Schrifttum ein, die für das Wurzelfeste, Bodenständige sich einzusetzen bereit ist. Unsere Bauernsame, im stählenden und adelnden Kampf mit den Naturgewalten spendet ihm Gestalten von schlichtem, großem Umriß, von vorbildlich hohem Rang des Menschlichen, das durch alle Trübungen der Leidenschaften hindurch sieghaft bleibt. Deuten

wir knapp den Rahmen der beiden Werke an: der vor Jahresfrist erschienene Erstling „Im Schatten der Gefahr“ spannt das Geschehen in die Drohung eines Bergsturzes ein, „Der Weg der Sühne“ wird an der Entsumpfung der Linthebene abgeschritten. Beiderorts ist das äußere Motiv mit dem Innern der Menschenchicksale in tiefe Verbundenheit gebracht, wobei das jüngere Werk durch die Bemeisterung schwierigerer seelischer Probleme sich auszeichnet. Noch ist stilistisch wie in der mitunter zu häufigen Wiederholung der Bilder nicht die Vollendung erreicht, doch der starke Sinn für dramatische Spannung und glückliche thematische Rundung und schließlich die geistige Haltung des Dichters, welche die Menschen harmonisch zwischen Natur und Ewigkeit einordnet, machen die beiden Romane zu Büchern des Volkes von bester Art.

Peter Bratschi: Schollen brechen auf. Verlag Franke, Bern 1938.

Peter Bratschi scheint mit seinem grazilen Buche weder äußeres noch inneres Schwergewicht zu erstreben, obwohl das Thema, die heutige Jugend, manchen Eltern schmerzlich genug entgegen schlägt. Hier sind es Mütter, die mißbilligend oder vereinsamt, sich der Jugend entfremden, welche zwischen tüchtig geleisteter Arbeit, Sport, Liebe und den Nöten des Sichselberfindens geteilt, nur sich gehört, bis Erfahrung und Einsicht sie glücklich in den Schoß der Familie zurückführt. Das Vorrecht der Jugend hat Bratschi dort, wo es über die naturgegebenen Grenzen ihres Vermögens herausgreift, zu absolut gespannt. Auch wünschte man Gestalten und Gestaltung über das flach Unterhaltende durchgehend hinausgehoben. Mit zum Erfreulichsten an dem Werklein zählt die echt schweizerische fruchtbare Liebe zur Reinheit und Größe der Gebirgsnatur.

Cécile Lauber: „Geschenk eines Sommers“. Reclam-Verlag, Leipzig 1938.

Zart und zerbrechlich wie eine Blume zwischen Steinen schiebt sich uns das schmale Bändchen in die Finger. Das dichterische Kleinod schildert die sommerlich ausbrechende Liebe eines jungen Mädchens zu einem gefestigten, in Amt und Familie verankerten Manne, die keusch und beherrscht getragen, von Glück und Schönheit sorglos dahinfließenden edlen Landlebens wie von einer holden Musik begleitet wird. Cécile Lauber, unsere feinsinnige Meisterin des Seelischen, weiß dann das Weh der Trennung, in die Herbe des Herbstes gehüllt, mit einer Gebärde unendlich inniger Reifung zu versöhnen. Der Reclamverlag stellt im Anhang die Dichterin mit warmen Worten der reichsdeutschen Leserschaft vor.

H. Buchli: „Lisbeth und der Journalist“. Verlag Franke, Bern 1938.

Der etwas zu forsche Titel kündigt die Hauptgestalten eines Romanes an, dessen gedankliche Frucht eine erlösende Zukunft sucht. Menschenliebe läßt den im Geistigen haftenden Journalisten Peter Nägeli schwer unter dem furchtbaren Geschehen des Weltkrieges leiden und treibt ihn dem werktätigen Sozialismus zu, dessen Machtpolitik seinen reinen Zielen höhnt. Schließlich darf er, nach schwerem und schwerstem Leid, im Künstlertume sich vollenden. In Abjage an Materialismus, Gier und Schucht, in der Umkehr zu einer neuen Christlichkeit zeugenden Gemeinschaftsinn, Forderungen die er in erster Linie an das Bürgertum stellt, erkennt Buchli die Rettung aus der Klemme der Gegenwart. Er, dem die Not dieser Zeit so drängend am Herzen liegt, glaubt bei unsern nord-südlichen Nachbarn das Vorbild zur Verwirklichung seines Strebens zu finden, wobei er freilich übersieht, daß dort der Dienst am Staate und nicht der Dienst am Menschen vorwiegend gewollt ist. — In der liebevoll gezeichneten Umwelt Berns geht dem Journalisten die tapfere und feinsinnige Lisbeth zur Seite und die Wunder der Liebe wie die Gefährdungen der Ehe finden in Buchli einen beseelten Sänger, aus dessen Werk wir jedoch — die kleine Rüge können wir nicht ersparen — stilistische Unklarheiten und einiges Süßliche und Abgedroschene ausgemerzt wissen möchten.

Emanuel Christoph: Ferne Zeiten. Pegasus Verlag, Bern 1938.

Der unter dem Decknamen des Heilskünders und Gottesträgers sich stellende Autor bürdet bei aller Phantastik der Fabel das Hauptgewicht seines Romanes dem Gedankengehalte auf. Die Frage steht nach Sinn und Ziel des Menschseins und die Antwort geht durch ferne Zeiten der Vergangenheit und Zukunft. Unsere Sendung wird ins kosmische Komische eingespannt und lautet auf Verkörperung des

Geistes. Was den Erdenteil betrifft, ist ihre Erfüllung oder Verzögerung durch astrale Strömungen bedingt. Ränder dieser Offenbarungen sind verborgen Überlebende längst versunkener Kulturen wie der Atlantis und Erfindungen einer raffinierten Zukunftstechnik schaffen die Verbindung der Geister. Lesend erleben wir, in sanfter Folge, erstaunliche und sinnenschöne Bilder wachen Träumens. Westliches Sehnen nach östlichem Wissen gedrängt, Verlangen intuitiven an Stelle denkenden Erkennens, die Fülle einer dem Anthroposophischen verwandten Ideenwelt sind als die treibenden Kräfte dieses an sich schönen Buches anzusprechen, an welchem der künstlerisch Wertende jedoch die dichte Lebendigkeit der Gestalten vermisst.

Robert v. Wattenwyl: Der Geist schwebt über den Wassern. Pegasus-Verlag, Bern 1938.

Wir begegnen Aufzeichnungen eines Überfüllten, den nach der Speise unbrauchbaren Lebens hungert. Mit seelenkundiger Genauigkeit und Schärfe, die zuweilen an Kierkegaards Tagebuch eines Verführers denken lassen, deckt v. Wattenwyl die bösen Triebe des Menschlichen auf, die unter der bergenden Hülle des Bürgerlichen zu leichten Erbärmlichkeiten auswuchern. So wird auch hier, nur schriller und weher noch als in den meisten der obigen Werke, das Bürgerliche zum Gefäße gestempelt, das den ganzen Schlamm dieser aufgewühlten Zeit umfassen soll. Die Verantwortung auf die Schädlinge einer Lebensform fällt mit Recht auf die sie führende Schicht, der Nährboden aber dieser üblen Keime ist unser der besten tragenden Werte beraubtes Menschentum. Wattenwyl, der reinigenden Kraft der Natur bewußt, sucht durch Eingehen in ihre gewaltigste Gestalt zum starken und ewigkeitsbezogenen Leben zurückzufinden, das Durchbruch der Gehege und vollen Einsatz verlangt. Wüste und Meer vermag der bis zur Sprödigkeit widerwillige Dichter in ungesucht eigenartiger Sprache zu Bildern zu formen, die die Traumgesichte Henri Rousseaus in uns aufrufen, Wüste und Meer sind ihm Gleichnisse uranfänglicher Schöpfung, wo der Geist über den Wassern schwebt.

Hedwig Schöch.

Schweizerische Sagenbücher und Rätsel.

Otto Eberhard: Die schönsten Sagen des Berner Oberlandes. Verlag Hans Feuz, Bern 1937.

Die Sagen des Berner Oberlandes brauchen nicht erst zusammengetragen zu werden. Das hat die umfassende Sammlung von Hermann Hartmann („Berner Oberland in Sage und Geschichte“) in mustergültiger und wissenschaftlich zuverlässiger Weise geleistet. Aber seit deren Erscheinen (1910) ist manche neuere lokale Sammlung erschienen. Und warum sollte nicht der und jener Freund der Sage und der Jugend aus dem reichen Schatz Überlieferungen des Oberlandes seine „schönsten“ Sagen herausstellen und nach seinem Sinne erzählen, wie O. Eberhard in seinem stattlichen Bande getan hat? Die Fülle der straffen Berichte in Hartmanns Werk lockt ja dazu. Eberhard hat nun freilich manches auch gar zu breit ausgeponnen. Diese Sagen Geschichten lassen das Buch als mehr für das Kindesalter geeignet erscheinen. In gewissem Gegensatz dazu steht die nüchterne, realistische Art der beigegebenen Zeichnungen von Fritz Buchser. Trotz alledem mag der vorzüglich ausgestattete Band in der Hand des Feriengastes und der Jugend Gutes wirken. Es ist immer ein Verdienst, wieder einmal auf den unererschöpflichen Sagenhort des schönen Berner Berglandes hingewiesen zu haben.

Zuger Sagen und Legenden. Gesammelt und herausgegeben von Hans Koch. Verlag Eberhard Ralt-Zehnder, Zug 1938.

Aus Büttolfs klassischem Sagenwerk über die V Alten Orte und aus den zerstreuten Quellen örtlicher Neujaars- und Nachrichtenblätter schöpft ein kürzlich erschienenen, gediegen ausgestattetes Buch, in dem Seminarlehrer Hans Koch die sagenhafte und legendäre Überlieferung des Kantons Zug zusammengestellt hat. Der Zuger Heimatverein gibt dem schmucken, auch mit Zeichnungen erfreuenden Bändchen ein einführendes Geleitwort mit. Durch dieses erfahren wir, daß der Herausgeber den Stoff vervollständigt habe. Ob durch mündliche Überlieferungen

und Nachforschungen? Vielleicht fügt eine neue Auflage im Inhaltsverzeichnis oder in einem Anhang zu jedem Titel die Quellenangaben hinzu, die nicht allein den Fachmann interessieren, und bietet als Extrazugabe die eine und andre Geschichte in Zuger Mundart. Das wären so die Wünsche, die man an dieses sonst so anheimelnde Heimatbuch stellen kann. Daß es im Zugerland Anklang und Verbreitung finden wird, daran ist nicht zu zweifeln. Und es hat eine schöne Aufgabe zu erfüllen: dem viel lesenden Volk von heute die Vorstellungswelt seiner mehr sinnierenden Ahnen wieder nahezubringen.

Hans Michel: Ein Kratten voll Lauterbrunner Sagen. Buchschmuck von Erika von Rager. Verlag Otto Schlöfli, Interlaken.

Und gleich noch ein Sagenwerk aus den Berner Bergen haben wir hier vorzustellen, und zwar eines von Gewicht, obwohl es sich auf eine größere Talschaft beschränkt. Doch gerade solche örtlichen Sammlungen zeigen sich fast immer besonders ergiebig und durch ihre Geschlossenheit wirksam. Michel hat übrigens nicht nur aus der älteren Literatur alles erfassbare Sagenut zusammengestellt, sondern ein halbes Hundert bislang noch unbekannter Geschichten beigebracht. Dazu weiß er, und das will etwas heißen, frisch und fesselnd zu erzählen und seine Vorwürfe abzurunden, ohne weitichweilig zu werden. Unverkennbar zieht seine Sprache aus der heimischen Mundart Saft und Kraft. Darum ist auch der 4. Teil der Sammlung, welcher mundartliche Stücke aus den 6 Dörfern des Lauterbrunnentales bietet, eine außerordentlich wertvolle Zugabe. Wie fest und eigentönig sprudelt dieses Oberländeralemannisch daher, recht ein Schmaus für Unterländerohren!

Ein gründlich unterrichtendes Vorwort macht mit der Geschichte der Besiedelung und der Geschlechternamen der Talschaft bekannt. Den zeichnerischen Schmuck hat eine gewandte Hand beige-steuert, die mit feiner Strichmanier der Antiqua des Textes sich anzupassen wußte und auch der Darstellung der Gebirgswelt gewachsen war. Kurz, dieses Lauterbrunner Sagenbuch darf als eine bleibende Bereicherung unserer volkskundlichen Literatur begrüßt werden.

Theodor Vernalafen: Alpenjagen. Herausgegeben von Hermann Burg. Verlag Anton Pustet, Salzburg 1938.

Vernalafens 1858, also in folkloristisch noch sehr ergiebiger Zeit, erschienenes Hauptwerk stellt die erste wissenschaftlich durchgeführte Sammlung von Alpenjagen dar. Sie umfaßt ein weites Gebiet, das vom Genfersee bis zu den nordöstlichsten Alpen an der Donau reicht und das Vernalafen auf seinen Wanderungen durch die Bergtäler zwischen Bern und Wien oft durchmeßen hat. Denn 14 Jahre (bis 1850) war der niederdeutsche Forscher in der Schweiz tätig und hat in dieser Zeit eine schöne Sendung erfüllt, indem er zwischen der jungen Schweizer Volkskunde und Jakob Grimm eine Verbindung herstellte. Und was für ein bedeutender und getreuer Schüler des Altmeisters der Deutschkunde Vernalafen war, erweisen schon die gedankenreiche Einleitung seiner „Alpenjagen“ und die Zuverlässigkeit der von ihm aufgezeichneten Überlieferung, die wir heute nachzuprüfen in der Lage sind.

Wohl 50 Jahre war das Werklein vergriffen. Nun hat es der Verlag Pustet in würdiger Ausstattung neu aufgelegt, was die Sammlung wohl verdient, trotzdem jetzt eine reiche Literatur über dasselbe Gebiet vorliegt. Umso mehr befremdet in der neuen Ausgabe den Kenner der alten, daß Vernalafens treffliches Vorwort verstümmelt und mit Zusätzen durchschossen worden ist, daß auch die Sagen ganz anders angeordnet und betitelt sind. Gegen die Verjüngung der Rechtschreibung kann man nichts einwenden, wohl aber gegen die Streichung recht verschiedener Stücke der Sammlung. Die „Neuordnung“ beruft sich zwar auf volkskundliche Autoritäten, hat uns aber das alte, gediegene Werklein irgendwie fremd gemacht.

Arnold Büchli.

Arnold Büchli: „E Trude voll Rätsel.“ Verlag H. R. Sauerländer & Co.,arau, 1938.

Arnold Büchli, der schon in seinen eigenen Dichtungen und dann besonders in seinen ausgezeichneten Sammlungen „Schweizer Sagen“ und „Sagen aus Graubünden“ bewiesen, welch trefflicher Sinn für alles Ursprüngliche ihm eignet, hat ein Rätselbuch herausgegeben, das um Vieles gewichtiger ist, als sein scherzhafter Titel es vermuten läßt: „E Trude voll Rätsel bim Entrümple

u f g a b l e t". Es stellt nichts Geringeres dar, als eine erste umfassendere Sammlung des im Wesentlichen hochalemannischen volkstümlichen Rätselgutes. 999 Rätsel stellen in dem schmucken Bande einander und dem Leser ihre Frage. Die tausendste Frage wird so leicht nicht zu lösen sein — sie fragt, welches das schönste und trüffste der 999 sei.

Was kann man alles zum Ruhme dieses verdienstvollen Werkes sagen! Daß hier einer an die Arbeit gegangen ist, der es sich keine Mühe hat verdrießen lassen, ein unendliches Material zu sammeln, bevor er seine kluge Wahl mit sicherer Hand traf. Daß er alle Liebe auch der sprachlichen Form dieser oft wundervoll geprägten Repräsentanten volkstümlicher Kleinkunst geschenkt hat, sodaß der erste Blick von ihrer Echtheit überzeugt. Daß damit — und das ist wohl das Schönste — uns eine überraschende Fülle wertvollen Volksgutes neu geschenkt ist, von dem im allgemeinen nicht zu viel bekannt war.

Wir kannten vereinzelte kleinere Zusammenstellungen aus landschaftlich meist sehr eng begrenzten Bezirken, wo etwa ein paar Rätsel neben andern Kinder- und Volksversen mitliefen. Suchte man Weiteres, so stand einem Simrods Deutsches Rätselbuch (oder die daraus gezogene Auswahl in Schaffsteins Blauen Bändchen) und die treffliche Rätselsammlung von Arthur Bonus zur Verfügung — allein hier gingen die Sammlungen wieder über alle Landschaftsgrenzen und das spezifisch Schweizerische, obwohl es auch vorhanden war, trat zurück.

Hier nun herrscht das Schweizerdeutsche. Nur wenige Proben haben schriftdeutsche Sprachform, nur wenige Rätsel stammen aus nicht schweizerischen Quellen. Unter ihnen erfreuen besonders die 39 Proben aus dem Straßburger Rätselbuch (ums Jahr 1505), da das prächtige Rätsel, das als Musterbeispiel unserer Volksrätsel gelten darf, hier zu finden ist:

Es flog ein vogel federloß
uff ein baum blatloß;
kam die frau mundloß,
fraß den vogel federloß.

Die Lösung lautet: „der schne viel uff ein bäum on laub / den verzert die son“. So sind die Volksrätsel beschaffen: handle es sich um Rätsel aus ältesten Zeiten, die letzte Vorstellungen umspielen, handle es sich (wie zumeist) um Rätsel mit scherzhaftem Einschlag, da sie, mit der Lösung zusammengehalten, irgendwie das Gebiet der Travestie berühren — es sind immer „Anschauungsrätsel“; die Lösung ergibt sich durch die Übertragung des Bildes in die Anschauung. Kein intellektuelles Spiel, ein Spiel der Vorstellung. Und darum ist dies Spiel auch den Kindern und Erwachsenen, die erdnah in Anschauung und Vorstellung leben, so lieb. Es ist immer wieder eine glückliche Erfahrung, wie selig man Kinder machen kann, wenn man sie an Volksrätsel heranzuführt, und der gute Erzieher tut es geflissentlich als Gegengewicht zur sonst ja genügend hochgezuchteten Intellektualität (gegen die ja nicht allein der Sport ausgespielt zu werden braucht). Zur rechten Zeit kommt diese schöne Sammlung Schweizer Mundarträtsel, die auch in ihrer Anschauungswelt tief ins Volksleben hineinführen und uns zeigen, wo wir wurzeln.

Carl Günther.

Thomas Platter.

Gottlieb Heinrich Heer: Thomas Platter. Roman eines sinnvollen Lebens. Drell Füssli Verlag, Zürich und Leipzig, 1937.

Die Schweiz hat im Laufe der Jahrhunderte eine Fülle bedeutender Persönlichkeiten hervorgebracht, deren Leben und Schicksal zu kennen sicherlich gewinnbringend sein kann. Es ist daher zu begrüßen, daß manche Forscher und Künstler in der letzten Zeit ihr Interesse Persönlichkeiten aus der schweizerischen Vergangenheit zuwenden, die in der politischen und kulturellen Geschichte des Landes führende Rollen gespielt haben. Es wird dabei das Augenmerk u. a. auf zwei Dinge gerichtet. Einmal, daß der Schweizer seine historischen Vorbilder nicht außerhalb der Grenzen zu suchen braucht, und zweitens, daß im Lauf der schweizerischen Geschichte manch ausgesprochene Führerpersönlichkeit zum Wohl des Landes sich durchzusetzen vermochte.

In diesen Zusammenhängen soll hier auf Gottlieb Heinrich Heers Buch hingewiesen werden, das in Form eines Romans den Lesern die außerordentliche Gestalt des Walliser Thomas Platter vertraut machen möchte. Platter, der seine Knabenjahre als Ziegenhirt in den Bergen seiner Heimat zubachte, später als fahrender Scholar die Welt durchzog, dann in die Schweiz zurückkehrte, ein Handwerk lernte und schließlich als angesehenes Leiter des Gymnasiums und gelehrter Humanist in Basel wirkte, darf füglich unter die interessantesten Figuren des Zeitalters der Reformation in der Schweiz gezählt werden. Es ist dem Verfasser gelungen, seine Erzählung sehr lebendig und spannend zu gestalten. Von den ersten, feinen Kapiteln über das Leben des Hirtenbuben Thomelin bis zum Ende des Gelehrten Thomas Platter läßt die Spannung in der Erzählung nicht nach.

Neben diesem sozusagen äußeren Vorzug des Romans möchte ich aber noch auf einen inneren hinweisen. Es ist dies der Ernst und die Sauberkeit der Gesinnung, die aus jeder Zeile des Buches sprechen. In dieser Hinsicht stellt sich der Verfasser ein in die Reihe der schweizerischen historischen Romanschriftsteller der Gegenwart, deren Meister, Rudolf von Tavel, wir leider vor einiger Zeit verloren haben.

Man muß sich allerdings bewußt sein, daß Heers „Thomas Platter“ dem Leser kein wirkliches Verständnis für den historischen Platter und seine Zeit zu vermitteln vermag. Es ist vielmehr die Darstellung eines Menschen und einer Welt, welche die künstlerische Phantasie, auf der Grundlage einiger geschichtlicher Fakten, neu geschaffen hat. Aber die Anspruchslosigkeit des Romans in bezug auf wissenschaftlich historischen Wert macht eine diesbezügliche Kritik von vorneherein gegenstandslos. So darf man wohl sagen, daß das Buch die gewollte Wirkung erzielt, wenn der Leser nach einigen Stunden anregender und spannender Lektüre das Bewußtsein von der Existenz jenes bemerkenswerten schweizerischen Humanisten Platter mit sich nimmt. Vielleicht vermag der Roman auch zu bewirken, daß sich der eine oder der andere Leser einmal mit dem historischen Thomas Platter beschäftigt, wofür Heer ein besonderer Dank gebühren würde.

G. v o n W e i z s ä c k e r.

Vom schweizerischen Grütliverein.

„Albert Galeer und sein Einfluß auf die Ideengeschichte des Schweizer. Grütlivereins“. Dissertation von Marcel Stehli, Dr. der Volkswirtschaft, Zürich, Buchdruckerei Aschmann & Scheller A.-G., 1936.

„Man“ weiß in der Öffentlichkeit vom Grütliverein und seinen Anfängen nicht mehr viel. Trotzdem er einst im Mittelpunkt und hellen Lichte der Schweizerpolitik und aller Fortschrittsbestrebungen demokratischer und sozialreformerischer Richtung stand. „In der Geschichte der Entstehung und Entwicklung der schweizerischen Arbeiterbewegung und der sie beherrschenden Ideen nimmt der Schweizer. Grütliverein eine führende Stellung ein“. Mit diesem Satz beginnt der Verfasser vorliegender Schrift sein Vorwort. Er hätte sogar den bestimmten Artikel anwenden dürfen: die „führende Stellung“. Das ist geschichtlich richtig, obwohl es Leute gibt, die es noch heute wurmt, weil sie mitgeholfen und eifrig dabei waren, den Grütliverein aus dieser führenden Stellung zu verdrängen und ihn ums Leben zu bringen. Aber er scheint wieder auferstehen zu wollen. Aus dem alten Wurzelstocke, der nach dem Verrate von 1925, den das eigene Zentralkomitee beging, noch fortbestehenden Sektionen im Glarnerland und an einigen andern Orten, schoß ein neuer Zentralverband von Grütlianern empor. Am Auffahrtstage beging er die Jahrhundertfeier der Gründung des ersten Grütlivereins zu Genf auf dem Rütli und erhob sein Banner zur Sammlung der alten und jungen Erneuerer des Geistes, der den Grütliverein im Mai 1838 ins Leben rief und ihn während des Weltkrieges, aus der Mißheirat mit der sozialdemokratischen Partei, die seit der Solothurner Hochzeit von 1901 ihn zu verschlingen drohte, zu sich selber, seiner eigenen Bestimmung und Aufgabe zurückrief.

Neben und nach dem Taufpaten Dr. Johannes Niederer von Luzernberg, Appenzell A.-Rh., Pestalozzis Mitarbeiter, hat vor allem Albert Galeer (1816—51), Bürger von Biel, dem Grütliverein jenen Geist eingebläht, aus dem er nicht bloß das Recht auf seinen Namen, sondern die Pflicht zur Arbeit an dem Aufbau und

Ausbau der Eidgenossenschaft als wahren Bruderbund der Zukunft schöpfte. Die Doktorarbeit über den Grütlivereinsgedanken Galeers kommt gerade zu rechter Zeit, um ihn aus der Versenkung neu ans Licht zu heben. Die Schrift des jungen Gelehrten bemüht sich, den Träger und Träger des Grütlivereinsgedankens in den richtigen ideengeschichtlichen Zusammenhang hineinzustellen mit den großen Geisteserziehern im Zeitalter der französischen Revolution und des deutschen Idealismus, also Rousseau, Kant, Fichte, Schiller, Pestalozzi, als Ahnen des geistigen Grütlianner-vaters. Nachweisen kann er ihren Einfluß nicht unmittelbar und offensichtlich. Aber der Gesinnung nach entspricht und entsprang er sicherlich diesem Quellgebiet der „Weisheitsliebe“ (Philosophie) oder Wissenschaft vom Sinne der Welt. Dr. M. Stehli unterscheidet den frühen vom späteren Galeer. Jenen, nicht diesen, der freilich durch ein mit Vorliebe von den politisch nach links abgeschwenkten Geschichtsschreibern des Grütlivereins Vogelsanger und Bullschleger angerufenes Wort scheinbar zum Sozialisten, im Sinne des vulgären Brothungers, sich abstempeln läßt, nennt er den Urheber des eigentlichen Grütlivereinsgedankens. Das bedeutet: dieser stammt nicht aus der Küche der materialistischen Geschichts-Auffassung, hat nichts mit Marxismus und Klassenkampf gemein und nicht zu „Genossen“, sondern zu „Freunden“ wollte Galeer die Grütlianner erziehen und nicht bloß ihren Verstand bilden, sondern ihr Herz und ihren Charakter. Mit einem Wort: er war Idealist und nicht Materialist. Darum hat sich nach Überzeugung und guter Begründung dieses jüngsten, aber vorurteilsfreien Geschichtsschreibers der Grütliverein mit seiner immer engeren Anlehnung an die ihm von außen sich aufdrängende Sozialdemokratie der Partei — vom Parteiwesen und Klassengeiste wollte Galeer gerade den Grütliverein und durch ihn das Schweizervolk befreien — hinwegentwickelt von seinem Urzweck und Ursprung. Er ist sich und seinem vielgerühmten „Vater“ und Führer untreu geworden und aus der Schule gelaufen. Ihm ist es, wie dem verlorenen Sohne, jedoch nie wohl dabei gewesen. Seine Rückkehr zu den alten Idealen forderte schon während des Weltkrieges die äußere wie innerliche Loslösung von der Partei, die ihn umgarnt und „enteignet“ hatte. Sie wurde leider nur zu wenig grundsätzlich vollzogen. So fiel er zum zweitenmal und wie „man“ meinte und hoffte auf immer dem Verrate durch seine eigenen, aber auch eigennützigen Wort-, Schrift- und Verführer zum Opfer. Darum muß er wirklich zurück zum ersten und ehrlichsten Wegweiser, dem ursprünglichen Galeer, wozu diese Schrift gute Anleitung zu geben sich eignet.

Arnold Kneflwolf.

Hermann Bächtold.

Bibliographie der Schriften und Vorträge von Prof. Hermann Bächtold.

Die Broschüre ist 1936 als Sonderabdruck aus der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Band 35, von der Historischen Arbeitsgemeinschaft Basel herausgegeben worden. Sie ist chronologisch aufgebaut und skizziert knapp das vielgestaltige Lebenswerk des 1934 verstorbenen Basler Historikers, der sich nicht auf geschichtliche Forschung beschränkte, sondern seine Kräfte auch in den Dienst des öffentlichen Lebens stellte. Neben Publikationen und Vorträgen über Handels- und Wirtschaftsgeschichte, neben Arbeiten, welche die großen Linien der Entwicklung Europas aufzeigen, tritt uns die Tätigkeit des Kämpfers Bächtold entgegen, der sich für das, was er auf öffentlichem Gebiet als richtig erkannte, mutig einsetzte, selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden und allein zu stehen.

Die kleine Publikation deutet in gedrängter Form eine ganze Fülle wertvoller Geistesarbeit an, und es ist höchst erfreulich zu vernehmen, daß demnächst ein Sammelband der Schriften des Gelehrten im Verlag Sauerländer & Co., Aarau, erscheinen wird.

M. Greiner.

Roman des Frontsoldaten.

Roman des Frontsoldaten. Werner Benmelburg: Die Gruppe Bosemüller. Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. / Berlin. 1930.

Wenn die Epik sich die Schilderung des Kriegserlebens vornimmt, wird man wohl immer mit einigen Bedenkllichkeiten das Ergebnis abwarten. Denn unge-

heuer wie der Gegenstand ist, sind auch die Möglichkeiten der Verirrung. Und solcher Verirrungen haben wir ja viele kennen gelernt, die, je mehr sie das Gebiet der Kunstgestaltung verließen, umso sensationeller zum Erfolg kamen, da die Furchtbarkeit des Vorwurfs ganz unmittelbar wirkt, und es nichts als die Häufung des Gräßlichen bedarf, um hier anscheinend das treue Spiegelbild der Wirklichkeit zu geben. Kunst ist aber kein Spiegelbild, sondern durchaus ein Eigenes. Und die gerechteste Entrüstung macht keinen Künstler. Wer das gewaltige Thema des kriegerischen Erlebnisses künstlerisch zu bewältigen vermag, legt keinen geringen Beweis von Kraft und Zucht ab. Und weil in dem Roman Beumelburgs dieser Beweis sehr ernsthaft geleistet wird, ist er hoch zu werten.

Die Probleme, die sich beim Versuch, den Krieg mit Mitteln der Kunst zu gestalten, stellen und entgegenstellen, hat einst Fr. Th. Vischer in einem Vortrag „Der Krieg und die Künste“ (1872) schön und mit tiefer Einsicht aufgezeigt. Und er ist zu dem Schluß gekommen: „Die Kunst folgt dem Kriege mit Geistertritt auf allen seinen Wegen, auch auf dem des Schrecklichen. . . Wir wollen die Unendlichkeit des Abgrunds ahnen, aus dem eine Schauerwelt furchtbarer Gefühle in uns aufsteigen kann; wir wollen erfahren, welcher Schwingungen unsere Nerven fähig sind, und wären sie noch so schmerzlich. Gewiß kann sie mißbraucht werden, diese Wirkung des Schrecklichen, des Grauenhaften; aber noch einmal: sie ist im Wesen unserer Seele begründet.“

Beumelburgs Roman braucht diese Wirkung und mißbraucht sie kaum je. Mit der kraßesten Schilderung des leiblichen Geschehens hält ein Höheres stetig Schritt. Es ist ein Entwicklungsroman im Sinne jener großen Tradition, die von Goethe zu Gottfried Keller führte. Aber was dort im Fortgang des wohltemperierten Lebens leid- und freudvoll gedieh, reißt hier sprunghaft in der Treibhausglut grimmigster Erfahrung. Die Entwicklung von Jahren drängt sich in Tage und in Stunden. Es ist die Geschichte eines jungen Kriegsfreiwilligen. Als ein Kind mit Schwanken und guten Überzeugungen kommt er an, und sieht sie im Sturmwind der Wirklichkeit zerseht verwehen. Dann wächst ihm aus dem Gefühl des Verbundenseins im kleinsten Kreise ein neues Verstehen: „Und vielleicht, wenn ich es recht bedenke, sind wir so auf dem Wege zum Vaterland. Vielleicht ist die Kameradschaft nur der kleine, sichtbare, für uns faßbare Teil des Ganzen. . . So ist es wohl, wir müssen von vorn anfangen, vom kleinen Kreis, von Mensch zu Mensch, damit wir nachher das Ganze begreifen können, den großen Kreis.“ Und als er, Hand in Hand mit dem Tod, über den Berg gegangen ist, bleibt ihm als Gewinn die Kraft zu einem tätigen Leben, einem Leben, das so genau den Unterschied nicht mehr macht zwischen denen, die gegenwärtig und denen, die hingenommen sind, das aber sich ansieht, beiden treu zu sein.

Es ist viel Kunst und Weisheit auf die Schilderung der Gruppe Bossemüller verwendet, in deren Mitte der junge Siemers zum Leben erstarrt. Sonderbar und selbstverständlich verschieben sich die Begriffe, die im gemeinen Leben achtlos für wahr genommen werden. Auf einmal ist der Unscheinbarste der Größte; der Bescheidenste wird zum Helden, der Anspruchsvollste versagt. Da ist vor allem der Gefreite Wammisch; vielleicht liegt seine Größe darin, daß er bewußter als jeder der andern sich überwunden hat; aber es ist ohne jede Betonung, und das einzigemal, daß er feierlich aussieht, ist im Tod. Und dann der Unteroffizier Bossemüller und Stracke und Schwarzkopf und wie sie heißen, Menschen, die im Leben des Tages nichts verraten, das über den Bereich des Gewöhnlichen hinausdeutet, und die hier, mit dem gigantischen Schicksal ringend, selber übermenschlich wachsen.

Es gehört wenig dazu, was außerhalb dem Ring der Gruppe liegt: Erinnerungen, bedrängende, aber auch immer ferner entschwebende. Und dann die Landschaft, die sonderbare, unnatürlich gewordene Mondlandschaft, der sie halb mit Grauen und halb mit Liebe sich hörig wissen, von der Wammisch sagt: „Man fühlt sich hier doch wie zu Hause. Es sind so viele hier, die man gekannt hat, und die auch nicht mehr fort können. Bei denen möchte man am liebsten bleiben“.

Edgar Schumacher.

Wehrwissenschaften.

Jahrbuch für Weltpolitik und Wehrwissenschaften 1937/38. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938.

Die deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft arbeitet ähnlich wie unsere Offiziersgesellschaften, indem sie namentlich Vorträge veranstaltet. Daneben läßt die Gesellschaft auch größere Sammelwerke erscheinen, wie z. B. das sehr bedeutsame „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften“. Das vorliegende Jahrbuch gibt einen Einblick in die Tätigkeit der Gesellschaft und in das rege geistige Leben, welches in ihren Reihen herrscht. Einzelne besonders wertvolle, während des Jahres gehaltene Vorträge erschienen im Jahrbuch vollinhaltlich. Ich darf hier vor allem auf den auch für uns sehr lesenswerten Aufsatz des Generals Busch: „Ist die schlachtentscheidende Rolle der Infanterie zu Ende?“, ferner auf „Das Völkerrecht im modernen Kriege“ von Ministerialrat Dr. Eckhardt und schließlich auf die Darstellung des „spanischen Bürgerkrieges“ von Oberst von Rylander hinweisen. Beim Studium der Tätigkeit der Gesellschaft fällt auf, wie systematisch einzelne Fragen behandelt und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus untersucht werden. So hat zum Beispiel die unter Karl Linnebach's Leitung stehende Arbeitsgemeinschaft „Kriegsphilosophie“ das Problem der „Totalität des Krieges“ erörtert und ist zu sehr bemerkenswerten Ergebnissen gekommen. Es stellt sich die Frage, ob es nicht angezeigt wäre, wenn unsere Offiziersgesellschaften ebenfalls an eine etwas systematischere Behandlung einzelner, für unsere Landesverteidigung wichtiger Fragen herantreten und die oft mehr zufällige Zusammenstellung von Vorträgen über die verschiedensten Gebiete aufgeben würden. Weiter wäre der Prüfung wert, ob nicht die Herausgabe eines Jahrbuches wertvoll sein könnte, um darin Vorträge zu sammeln, die bleibende Bedeutung besitzen und deshalb in einem Jahrbuch besser untergebracht wären, als in militärischen Zeitschriften. Unserer nicht gerade zahlreichen Militärliteratur könnte damit ein bedeutsamer Dienst erwiesen werden.

G u s t a v D ä n i e r.

Das neue Iran und seine mehrtausendjährige Vergangenheit.

Das rege Interesse für den nahen Orient, welches im wilhelminischen Deutschland auflebte, erfährt im nationalsozialistischen Deutschland neue Pflege. Zeugen dafür sind auch die drei neuen Bücher sehr verschiedener sachlicher Reichweite, die vor uns liegen.

Walter Hinz schildert **Iran, Politik und Kultur von Kyros bis Rezâh Schah** (Bibliographisches Institut N. G. Leipzig, 1938). Wie die kurze Einführung sagt, bestimmen besonders zwei Erscheinungen die Kulturgeschichte Irans, nämlich die große Zahl kultureller Blütezeiten und „das Vermögen des iranischen Volkes, die während seiner Geschichte geschaffenen Werte in beharrlicher Überlieferung fortzuentwickeln“. Die Folge der zweiten und Ursache der ersten Erscheinung erblickt der Verfasser in der „unvergleichlichen Erneuerungsfähigkeit des iranischen Nationalgeistes“, die er auf das „arisch-nordische Bluterbe“ zurückführt. Daß sich dieses im Lauf der Welt sehr verdünnte, übersieht er keineswegs. Aufstiegsperioden liegen nach seiner Meinung stets da, wo das arische Element sich wieder zur Geltung bringt. Diese Entwicklungskurve beschreibt Hinz nach einem knappen landeskundlichen Überblick in neun Kapiteln, deren größtes eine trotz aller Gedrängtheit sehr präzise orientierende Skizze der nationalen Wiedergeburt unter Rezâ Schah darstellt. Überhaupt darf das Büchlein als eine im Einzelnen sehr nützliche Auskunftsquelle gewürdigt werden. Leider begnügt sich der Verfasser mit einem Verzeichnis „Aus dem Schrifttum“, das er beifügt; weder seine mannigfachen Behauptungen grundsätzlicher Art noch die wichtigeren Einzelfeststellungen erhalten ihre Belege.

Mit vorbildlicher wissenschaftlicher Genauigkeit durch sehr zahlreiche Quellenhinweise belegt ist die Dissertation von **Wilhelm Hannekum, Persien im Spiel der Mächte 1900—1907, Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges** (Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin 1938.) Hannekum will „vom Blickpunkt Persien aus gesehen“ „die weltpolitisch entscheidungsreichen Jahre von der Jahrhundertwende bis zum

Abjluß der englisch-russischen Konvention im Jahre 1907" behandeln. Wie die Formulierung des Themas sagt, erscheint hier Persien als Objekt des diplomatischen Spiels unter den Großmächten; nur gelegentlich verweilt die Erzählung in Persien selbst. Wie Hannekum ganz zutreffend feststellt, wollte der englische Staatssekretär des Auswärtigen, Sir Edward Grey, Rußland nicht aus Persien verdrängen, sondern mit ihm zu allgemeiner Verständigung gelangen (S. 144). „Der geschickten Diplomatie der englischen Staatsmänner allein war es zu verdanken, daß Rußland für ein Abkommen soweit gewonnen war“ (S. 162); als geschickt bezeichnet es der Verfasser vor allem, daß Grey zur richtigen Zeit seine Bereitwilligkeit zu einer Änderung des Meerengenzustandes durchblicken ließ. Als Grund für das Bestreben Englands, zu „freundschaftlicher Verständigung mit allen Nachbarstaaten Deutschlands“ zu gelangen, will der Verfasser nur die „Angst vor Deutschland“ (S. 194) gelten lassen. Er bezeichnet als ein Ziel der britischen Politik nach 1900 den russisch-japanischen Krieg, „von dem England sich die Schaffung eines Gleichgewichtszustandes im Fernosten versprach“ (S. 52). Hier, wie überhaupt in der Neigung, die britische Kolonialpolitik als besonders egoistisch und hinterhältig hinzustellen, muß der auf unvoreingenommene Wissenschaftlichkeit eingestellte Leser ein Abweichen von der strengen Objektivität des sonst erfreulich gediegenen Buches empfinden. Dessen solide Fundierung beweist das sehr reichhaltige und vielseitige Literaturverzeichnis. Mit dem Englischen scheint der Verfasser auf gespanntem Fuß zu stehen, der „politicans“ statt „politicians“ (S. 18, 18), „accompagny“ statt „accompany“ (S. 39, 9), „so the French Government“ statt „to the F. G.“ (S. 45, Fußnote 120, 6), „the Kings visit“ statt „the King's visit“ (S. 56, 5 v. u.) schrieb.

Ein interessantes Literaturverzeichnis iranischer, türkischer, französischer, englischer, italienischer und russischer Werte schließt das Buch von **Herbert Melzig, Reza Schah, Der Aufstieg Irans und die Großmächte** (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 1938). Die Geschichte Irans mündet, wie Melzig sagt, ein in jene gewaltige Bewegung, in welcher sich die orientalischen Völker auferafft haben, nachdem sie sich in einer ruckartigen Entwicklung „alle diejenigen technischen Machtmittel aneigneten, auf denen die Überlegenheit Europas beruhte“. Sie „nehmen jeden Augenblick europäischer Schwäche wahr, um ihre Machtstellung zu verstärken“ (S. 9). Melzig beschränkt sein Stoffgebiet auf die Nachkriegszeit. Gelegentlich gibt er einem seiner Gewährsmänner auf längere Zeit das Wort. Der Weltkrieg, der die russische und die britische Invasion — nebst einem türkisch-deutschen Vorstoß — brachte, „gab den Iranern den Blick frei ins brüchige Gefüge Europas“ (S. 15). Das Geheimabkommen des Schahs von Persien mit Großbritannien 1919, das „nichts anderes als eine verschleierte Oberherrschaft Großbritanniens über Iran“ bedeutete (S. 19), gab den Anstoß für die nationale Erhebung und den Sturz der Radscharendynastie. Den Moskauer Machthabern war Persien das günstige Spielfeld für jene Weltrevolutionspropaganda, durch die sie zunächst Asien übersfluten wollten. In dramatischer Weise rollen sich vor den Augen des Lesers die Ereignisse ab, in denen Reza Chan eine zuverlässige moderne Truppe schuf, auf Teheran marschierte und sich zum tatsächlichen Machthaber aufwarf, die fremden Truppen zum Abzug nötigte, seine Machtbasis ausweitete, Widerstände entschlossen niederwarf und schließlich unter Überwindung einer republikanischen Bewegung den freigewordenen Thron des Schahs bestieg, weil er keine andere Lösung sah. Die Schilderung der nachfolgenden Reformmaßnahmen ist wie bei der Biographie Atatürks zu oberflächlich geraten; das Buch von Hinz bietet in dieser Hinsicht bedeutend mehr. Leider verzichtet das sehr fesselnd geschriebene Buch auf strenge Unparteilichkeit und gefällt sich in einem offen feindseligen Ton gegen England; dabei verzichtet es auf jede Belegung von Behauptungen. Der Verfasser hat im Bestreben, den Führer des modernen Iran zu verherrlichen, die Mitspieler zu schwach gezeichnet und die Gegner ins Dunkel gestellt. Die beige-fügte Karte tut ihren Dienst nicht in bezug auf wesentliche Ortsangaben des Buchtextes.

Dtto Weiß.

Petrarca.

Petrarca Francesco: Der Canzoniere; Amalthea-Verlag, Wien, 1937.

Die gewaltige Aufgabe einer deutschen Übersetzung von Petrarcas Canzoniere ist von Benno Geiger meisterhaft gelöst worden. Es bedeutet dies der fünfte poetische Versuch, das Werk des größten italienischen Lyrikers deutsch wiederzugeben. Ein großer Fortschritt gegenüber den früheren Übertragungen, denn wie der Dichter und Übersetzer selbst in seinem Nachwort sagt, „Petrarca zerrinnt wie eine Perle in der Säure, wenn er nicht in der Atmosphäre jener Süße gehalten wird, die ihm eignet“. Geiger hat sich vor allem bemüht, Petrarcas Atmosphäre im deutschen Text aufleben zu lassen. Er hat mit zarter subtiler Einfühlungsgabe das italienische Wort des großen Lyrikers erlebt, und aus dem überwältigenden Eindruck erwuchs der richtige, überzeugende Ausdruck.

Die große Schwierigkeit, Sonette zu übersetzen, hat der deutsche Dichter mit natürlicher Eleganz gelöst, weil er sich vornahm, das Wesen nicht zu leugnen, „das dem Sonett, diesem geschliffensten von allen Bergkristallen von altersher zu Grunde liegt.“

In solch riesiger Arbeit wird man natürlich, bei genauer Betrachtung von Einzelheiten, immer noch Stellen finden, in denen „nicht will wohlklingen der deutsche Mund“ und manch musikalisch abgerundeter Vers scheint in einer mühsameren Form unterzugehen. Hin und wieder ist es, als ob ein zu stark dramatischer Ton angeschlagen würde, der der monotonen Musik der Liebesklage Petrarcas fremd bleibt. Durch die stärkere Sprache der Übersetzung ist oft ein akzentuierter harter Stoß im Finale zu verspüren, der im Original fließend verschmilzt. Auch kann der allzu moderne und eindrückliche Realismus einzelner deutscher Verse beinahe brutal wirken, verglichen mit dem italienischen Text. Es mag sein, daß oft die deutsche Gründlichkeit zu sehr auf den Inhalt pocht, statt auf die konventionelle elegantere Form. Andererseits ist manchmal das betont Materielle, Körperliche des italienischen Originals in einer vergeistigteren Übersetzung viel vager, schwebender und fast verwischt:

XV. Sonett, 2. Terzine: „L'anima si svelle“

„folgt gedankenvoll“.

I. Sonett, 1. Quartine: „i quei sospiri ond'io nudriva il core“

„All jene Seufzer, die dem Herzen teuer.“

Nie aber ist in dieser so umfangreichen Arbeit der Sinn des ursprünglichen Textes ungenau oder falsch interpretiert worden, wenn es auch bedauerlich ist, daß einige der schönsten Meisterverse wie „cosa bella mortal passa e non dura“ ihre entsprechende Übersetzung nicht gefunden haben.

Besonders gut nachempfunden sind Verse, die Sehnsucht und einsame Trauer ausdrücken „solo e pensoso“, oder denken wir an die vierte Kanzone „und ich bin einer, den die Tränen freuen“, leidenschaftliche Ausbrüche wie die Schmähworte gegen den päpstlichen Hof von Avignon, hoffnungslose Verzweiflungsrufe „passa la nave mia“, oder Strophen, die an alte Volkslieder erinnern „so viele Tiere birgt kein Meer in Wellen.“

Für Geiger sind rhythmische und lautliche Wirkungen von größter Wichtigkeit. Die äußerste Sorgfalt ihrer Anwendung spüren wir in zarten verschlungenen Motiven, wie das des Schleiers in der ersten Ballade

„als aber Minne mich an euch verraten,
verschleierte Ihr fromm die blonden Flechten,
sowie den Blick, für sich in Demut stille.“

Ebenso deutlich erkennen wir auch im deutschen Texte Kontraste und Steigerungen der Bewegung und Gebärde:

LXXXIX. Sonett, 1. Terzine: „Hier blieb Sie stahn, hier sang Sie süßest Lieder,
hier ruhte Sie, hier tat Sie umsichschaun,
hier stach Sie mir ins Herz mit Ihren Blicken!“

Außer durch Rhythmus und Klang versucht sich der Übersetzer der sanften Sprachmusik Petrarcas anzupassen durch die häufige Anwendung von differenzierten Diminutivformen und immer neuen schöpferischen Übertragungen, z. B.:

miserò: Armmann oder grämlicher,
il passo: das Beringe,

soave: wundermild,
ardore: Loderbrand.

Da dem deutschen Dichter die Laura, l'aura, lauro Spielereien verjagt bleiben, glaubt er im Sinne Petrarca's zu handeln, indem er aus dem Fluß Sorge ein Sorge-Bächlein macht und so die verlorenen Wortspiele ersetzt.

Auch im Gebäude des deutschen Canzoniere ragen die großen Ranzonen als schöne kräftige Pfeiler empor. Ich denke an die wunderbar bemeisterte „Canzone all'Italia“, die sich der stärkeren Sprache wegen vorzüglich für die deutsche Wiedergabe eignet. In „Chiare fresche e dolci acque“, dieser Königin der Ranzonen, bemüht sich der Übersetzer ganz besonders, die sanfte Bewegung, die hauchzarte Tönung und den frischen geperlten Reim wiederzugeben, der der reinste und innigste Ausdruck des liebenden Herzens Petrarca's bleibt.

Am Ende der Sammlung angelangt, entfaltet Geiger noch einmal seine ganze große Kunst, um die wunderschöne Lobhymne auf Maria des Florentiners würdig zu gestalten, und die wertvolle Übersetzung klingt aus mit den Versen des einsamen lebensmüden Petrarca, der nach allen irdischen Triumpfen zermüht und fragend den Blick ins Weite richtet und um Gnade fleht:

„Es naht der Tag und ist schon da: ich sehe!
Von hinnen gehn die Zeiten,
Jungfrau, allein im Weiten;
bald tut Gewissen, bald der Tod mir wehe.
Empfehl mich Deinem Sohne, der hienieden,
Echt-Gott, Echt-Mensch gewesen;
daß ich genesen — scheide hin in Frieden.“

R e n a t a E g g e n s c h w y l e r.

Neue Literatur.

Ingeborg Maria Sid: „Die Stunde Gottes“. Zwei Erzählungen. Verlag Friedr. Reinhardt, Basel. 1938.

Das Menschenjchickjal, das in der Titelnovelle behandelt wird, ist der Zeit der letzten Armeniervorfolgungen entnommen, als die Züge der Todgeweihten durch die Ebenen Mesopotamiens getrieben wurden. Der Armenier Dhanne's, der wie durch ein Wunder gerettet wird, muß zusehen, wie sein junges, schönes Weib vom Anführer des Deportationszuges, einem rohen türkischen Offizier, begehrt wird, und wie die Verzweifelte, um der Schande zu entinnen, den Tod in den Fluten des Euphrat sucht und findet. — Nach vielen Jahren bricht der Tag, die Vergeltungsstunde Gottes, für Dhanne's an. Er hält das Leben des Mörders seiner Frau, des Peinigers seines Volkes, in seiner Hand. Aber er tötet ihn nicht. „Ich bin ein Christ“, sagt er, „Gottes ist die Rache“. — Hätte die große Armeniervfreundin die ergreifende Geschichte des Dhanne's zu Propagandazwecken niedergeschrieben, so hätte sie uns kein ausdrücklicheres Bild aus der letzten Vergangenheit des noch so verkannten Märtyrervolkes schildern können, als dasjenige dieses Helden, der sich selbst bezwang, und der in der Stunde der Vergeltung nicht seinen Triumph, sondern Gottes Stunde sah.

Die zweite Geschichte „Grüne Spur“ schildert im Rahmen eines symbolischen Naturgeschehens, wie auch der Schwache, Unscheinbare, durch hingebende Liebe, das Größte in Gottes Augen vollbringen kann: Leben schaffen, wo Alles tot scheint.

Die kleine Gretel wächst ohne Elternliebe auf und auch die Eltern lieben sich gegenseitig nicht mehr. In dieses trostlose Familienleben bringt die äußerlich gar nicht anmutige Gretel Licht und Sonne durch ihre unbekümmerte, selbstlose Liebe, durch ihr Erbarmen mit dem harten Vater, dem zuliebe sie zuletzt sogar auf ihr eigenes Lebensglück verzichten möchte. Die Gretel ist nicht nur ein großartiges, sondern auch ein wunderliebliches Wesen, dessen Seele sich entfaltet wie eine Blume, die duftet und erfreut, ohne sich ihres Wertes bewußt zu werden. Das Mädchen gehört zu den Auserwählten Gottes, die Strahlen seiner Liebe in die dunkle Welt tragen.

H. S c h a e t t i.

Geilinger, Max: Wanderglaube, Gedichte. Rascher Verlag, Zürich, 1937.

Wenn Max Geilinger in die Saiten greift, so ist es mit den sichern Griffen des Könners. Blühende Modulationen in zumeist freien Rhythmen umranken den lyrischen Gedankenfern: eine männlich-freie Humanität. Seine bildhaften Wandereindrücke gestalten sich zu Symbolen. Willig nimmt man bei der adeligen Prägung vereinzelt ungewohnte Ausdrücke hin. Das Glasauge, das die Bergkirche dem Himmel öffnet, der mondscheingefüllte Teich aus dem Märchenland des Kindes bleiben haften. Bei aller Serenität vermeidet Geilinger die priesterliche Gebärde. Tief schlug einst der Hohn des „Jugendfeindes“ in die Seele des Knaben. Sie erstarkte daran, und der Überlegene gibt dem gestorbenen Widersacher ein Fahrwohl auf die weite Reise mit. Geilinger mahnt an die Klassiker, die als Nährboden der echten Poesie die vollendete Persönlichkeit forderten. Eine spätere Geschichtsschreibung wird ihn möglicherweise in die Nähe Albrecht v. Hallers stellen, mit dem ihn Naturliebe und weisheitsvolle Schau verbinden. H e l e n e M e y e r.

François Mauriac: Plongées. (Grasset, Paris.)

In der Comédie Française beherrschte „*Asmodée*“, das Erstlingsdrama Mauriacs, das im November eine so glänzende Premiere erlebt hat, während des ganzen Winters den Spielplan, und schon im Februar tauchte in den Auslagen der Buchhandlungen ein neuer zart-rosa Band auf mit dem Titelblatt: Fr. Mauriac, *Plongées*.

Ein neuer Roman? Nein, eine Sammlung von fünf Novellen, die eigentlich keine Novellen sind. Man könnte das Buch auch „Die Geburt des Romans“ nennen, und in dieser Hinsicht sind die letzten Worte des jungen Yves in „*Conte de Noël*“ bedeutungsvoll: „Un romancier venait de naître et ouvrait les yeux sur ce triste monde“. Wir finden in dem vorliegenden Bande neue Episoden zu schon vollendeten Romanen, Kapitel zu Romanwerken, die nie geschrieben werden, Gegenstücke mit Perspektivenwechsel und endlich in „*Conte de Noël*“ wird der Akt der Gestaltwerdung in die Erzählung einbezogen. Dieser tiefe Einblick in den Entstehungs- und Entwicklungsprozeß einer Romanwelt verdient unser Hauptinteresse. Doch bildet jede Novelle für sich selbst etwas Abgeschlossenes, Ganzes, mit Ausnahme vielleicht der ersten zwei Stücke.

Die einzelnen Erzählungen liegen in ihrer Konzeption und zum Teil auch in ihrer Ausführung weit zurück: „*Insomnie*“ 1927, „*Thérèse chez le docteur*“ und „*Thérèse à l'hôtel*“ 1933. Auch die beiden letzten, undatierten Erzählungen „*Le Rang*“ und „*Conte de Noël*“ möchte ich ihrem Grundton nach, in ihrer ersten Skizzierung wenigstens, hinter „*Asmodée*“ und „*Les Anges Noirs*“ legen. „*Insomnie*“ ist übrigens auf dem Buchmarkte keine Neuerscheinung. Es handelt sich um die 1928 in einer Luxusausgabe veröffentlichte Novelle „*Le Bourreau de Soi-Même*“, die rasch vergriffen war und nun unter einem andern Titel dem Publikum wieder geschenkt wird.

Die „*Plongées*“ sind aber nicht nur eine Rückschau in eine vollendete Schaffensperiode des Dichters, sondern auch ein Untertauchen in die traute Vergangenheit einer Romanfiktion.

In dem von unserm Dichter in seinen Romanen umrissenen Lebensraum dümmern Schicksale, die wohl zu Ende gelebt, aber nur im raschen Schlaglicht des Mauriacschen Temperaments geschaut worden sind. Jahre gleichbleibenden Leidens, kleine Episoden und interessante Nebenfiguren sind nach der Ansicht Mauriacs im Dunkel geblieben oder nur einseitig beleuchtet worden. Wie in einem Minenwerk gräbt Mauriac in „*Plongées*“ Stollen in allen Richtungen seiner Romanwelt. Von vertrauten Gruben ausgehend, stößt er vorwärts, rückwärts, nach oben und nach unten. Und die Tiefe ist das wahre Reich Fr. Mauriacs. Der Vergleich mit Balzac's „*Comédie Humaine*“ liegt sehr nahe, doch steht Mauriacs Werk auf weniger breiten, bedeutend bescheideneren Fundamenten.

Wir begegnen in „*Plongées*“ vielen bekannten Gesichtern, die uns vertraut und oft doch wieder fremd anmuten. Wir hören mit den Ohren des Psychiaters die verwirrenden Geständnisse Thérèse Desquehroux', jener rätselhaften Giftmischerin des gleichnamigen Romans, deren Schicksal sich dann in „*La fin de la Nuit*“ erfüllt hat. Wir finden sie in „*Thérèse chez le docteur*“ und „*Thérèse à l'hôtel*“ in der düstersten Zeit ihres Lebens wieder. Von ihrer Familie verbannt,

treibt sie im trüben Strudel einer leichten Großstadtwelt dahin. Verwelkt und irre an sich selbst geworden, sucht sie das ihr den Rücken kehrende Leben und die Jugend festzuhalten. Hinter Thérèse zwei bekannte Gestalten, der Zyniker Azévêdo, den wir aus dem Gesichtskreis verloren haben, und Philé, das Sorgenkind einer Familie in „Le Noeud de Vipères“, das der Geldtyrannie seiner Frau und ihrer Angehörigen entflohen ist und nun in Paris auftaucht, auf Abwege gerät und elend zu Grunde geht. In „Insomnie“ wachen wir eine zweite Nacht am Bette des Malers Louis, für den Liebe und Höllequal ein und dasselbe bedeuten. Er kennt nur zwei Zustände, die enttäuschende Anwesenheit der Geliebten und die Verzweiflung und die Marterqual in ihrer Abwesenheit. Hat Louis in „Coups de Couteau“ Linderung seiner Schmerzen dadurch gefunden, daß er die eigene Frau zur Mitwisserin seiner Liebe zu einer andern macht, so ist er in „Insomnie“ ganz sich selbst überlassen und seinen Gedanken, seiner Eifersucht und seiner Selbstverachtung ausgeliefert. In „Le Rang“ atmen wir wieder die schwere Luft der hermetisch abgeschlossenen, sozial klar abgestuften Wein-Aristokratie Bordeaux', die wir aus dem Jugendroman „Préséances“ kennen. Und in „Conte de Noël“ führt uns Yves in die Welt des „Mystère Frontenac“ zurück. Doch ist diese Erzählung am wenigsten von Reminiscenzen belastet. Die Romanfiktion gibt nur den Rahmen her für eine ganz selbständige Episode.

Das Leben, in das wir in „Plongées“ mit Mauriac untertauchen, ist ein trostloses, bedrückendes. Die Menschen, welche die Flut ans Ufer spült, sind müde, zermürbte Geschöpfe. Keine ihrer Jugendillusionen hat dem Leben standgehalten. Sie haben alle nur einen Wunsch: Nichts mehr fühlen, nicht mehr leben, schlafen . . . Das Wesen des eigenen Ichs, den Sinn des Lebens haben sie nicht gefunden. Nur eine bittere Wahrheit haben sie ohne Ausnahme an sich selbst erfahren, die Unvereinbarkeit der menschlichen Sehnsucht nach Unendlichem, nach unendlicher Hingabe und unendlichem Besitz, mit der geizigen, schmutzigen Weltwirklichkeit. Thérèse, Louis, Jean de Blay suchen überall Ewigkeitswerte, in der Liebe, in der Familientradition, im absoluten Vertrauen in ein Mutterwort, und ergattern nur Vergänglichendes, das zwischen ihren Fingern zerrinnt. Diesem Menschentum ist durchwegs der Scharfblick der Mauriac'schen Helden eigen, was ihr Schicksal nur noch tragischer gestaltet. Sie ermaßen ihre Niederlage, ihre Schwächen in ihrer ganzen Schwere und wissen um die Unwiederbringlichkeit einer jeden Minute des Lebens. Es sind Geschöpfe, die unaufhaltsam die Zeit rinnen hören, die angstvoll die Zeichen des Alters und des Verfalls ihrer Züge im Spiegelbild betrachten. Sie ahnen, daß sie dem Bösen unterliegen, wenn nicht eine übermenschlichen Kraft von außen eingreift. Thérèse begegnet nur einem einzigen Reinen, Gläubigen, der aber die Welt nur aus Büchern kennt und erst an der Schwelle des Lebens steht. Kein Lichtstrahl, keine Entspannung in all diesen Novellen. Sie gehören noch jener Mittelstufe des Mauriac'schen Schaffens an, die man mit dem Ausdruck Pascals „Misère de l'homme sans Dieu“ charakterisieren kann. Wohl wird Mauriac immer der Dichter einer „Tragédie humaine“ bleiben, im Menschen das aktive Prinzip des Bösen sehen und das Leben als eine unreine, zermalmerde Gewalt erfassen, aber immer deutlicher erkennt er auch im Menschenleben Spuren einer allgütigen göttlichen Hilfe. Der Held des Romans „Le Noeud de Vipères“ und Gradère in „Les Anges Noirs“ glauben am Ende ihres schuldbeladenen Lebens an die göttliche Liebe und Versöhnung. Auch Asmodée“ brachte trotz seiner düstern Leidenschaftlichkeit eine gewisse Entspannung. Und es ist anzunehmen, daß der neue Roman Mauriacs, „Mamôna“, dessen Veröffentlichung im „Candide“ schon begonnen hat, diesen Eindruck wieder verstärken wird.

H e l m i M e n n e r.

Bücher-Eingänge.

- Barthell, Max:** Krieg auf Schweizerboden? Landesverteidigung vom Ernstfall aus gesehen. Verlag der „Tat“, Zürich, 1938. 176 Seiten. Preis Fr. 1.20.
- Beumelburg, Werner:** Der König und die Kaiserin. Friedrich der Große und Maria Theresia. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg i. O., 1938. 459 Seiten, Preis RM. 7.80.

- Binding, Rudolf G.:** Die Rede des Perikles für die Gefallenen. Insel-Verlag, Leipzig, 1938. 30 Seiten.
- Böhm, Hans:** Goethe. Grundzüge seines Lebens und Werkes. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1938. 168 Seiten, Preis RM. 4.80.
- Braun, L.:** Zehn Jahre Geschichte der Elsaß-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft. Selbstverlag der Gesellschaft, Straßburg, 1937. 52 Seiten.
- Brechm, Bruno:** Glückliches Österreich. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 205 Seiten und 32 Abbildungen, Preis RM. 2.60.
- Carrias, E.:** L'Armée Allemande, Histoire, Organisation, Tactique. Editions Berger-Levrault, Paris VIe, 5, Rue Auguste-Comte, 1938. 220 Seiten, Preis fr. frs. 21.—.
- Chapuisat, Edouard:** Nedder (1732--1804). Librairie du Recueil Sirey S. A., 22, Rue Soufflot, Paris Ve, 1938. 331 Seiten, Preis fr. frs. 35.—.
- Das Problem des Lebens in der Forschung.** Neun Aufsätze von Prof. Doerr, Basel, Prof. Howald, Zürich u. ff. Herausgegeben von Eduard Fueter. Verlag A. G. Gebr. Leemann & Co., Zürich, 1938. 70 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- von Dewall, Wolf:** Gefahrenzonen britischer Weltpolitik. Erich Sieder Verlag, Berlin-Schildow, 1938. 63 Seiten, Preis RM. 1.20.
- Egli, A.:** Unser Heer. Illustriertes Nachschlagewerk für jedermann zur Truppenordnung 1936. Verlag Otto Walter A. G., Olten, 1938. 180 Seiten, Preis Fr. 3.—.
- Ehrenzeller, Wilh.:** St. Gallen im Zeitalter des Klosterbruchs und des St. Gallerkriegs. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen, 1938. 183 Seiten, Preis Fr. 7.—.
- Fischer von Poturzyn:** Rund-Afrika-Flug. 28 000 Km. Luftreise im Junkers D-AMUO. Richard-Pflaum-Verlag, München, 1938. 119 Seiten.
- Generalkatalog 1927—1937** der von der Elsaß-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg herausgegebenen Schriften. Selbstverlag, Straßburg, 1938. 84 Seiten.
- Göppert, Otto:** Der Völkerbund. Organisation und Tätigkeit. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, 1938. XVI u. 734 Seiten. Preis RM. 47.—.
- Hallmann, Hans:** Spanien und die französisch-englische Mittelmeer-Rivalität 1898—1907. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, 1937. 143 Seiten, Preis RM. 9.—.

(Fortsetzung 3. und 4. Umschlagseite.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stodderstr. 64. Druck: A. G. Gebr. Leemann & Co., Stodderstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

ZÜRICH

Versicherungen:

Unfall, Haftpflicht

Kasko, Baugarantie

Einbruch - Diebstahl



„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich